

Taten statt Worte

Ohne Engagement gibt es kein friedfertiges und gedeihliches Zusammenleben

Von Klaus Gertoberens

Spaziert man durch Augsburg, dauert es nicht lange, bis jemand einem die Geschichte von der Fuggerei erzählt. Dass Jakob Fugger in seiner Heimatstadt über hundert Sozialwohnungen eingerichtet habe. Dass er deswegen ein großer Sozialreformer gewesen sei. Und sowieso ein frommer Mensch.

Jakob Fugger, der zu Recht den Beinamen »der Reiche« trug, war zu seiner Zeit der vermögendste Mann der Welt und ließ tatsächlich in Augsburg die erste Sozialsiedlung der Welt bauen, um dort unverschuldet in Not geratene Bürger seiner Stadt aufzunehmen. Bei einer Jahresmiete von seinerzeit einem Gulden – dem Wochenlohn eines Tagelöhners – wurde von den Bewohnern lediglich verlangt, fleißig und katholischen Glaubens zu sein. Dazu sollten sie jeden Tag drei Mal für Jakob Fugger beten. Der schlaue Unternehmer hatte also auch in sein Seelenheil investiert.

Noch heute wohnen Augsburger zu den gleichen Bedingungen in der Fuggerei. Allein fühlen sich die zumeist älteren Bewohner nicht. Viertausend Touristen streifen jeden Tag durch die Siedlung.

Neugierde ersetzt aber auch dort nicht menschliche Wärme, Freundschaft und Zuwendung. Um dies zu gewährleisten, hat sich in Berlin der Verein »Freunde alter Menschen« gegründet. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, alte einsame Menschen vor Einsamkeit und Isolation zu bewahren. Soziale Kontakte und persönliche Begegnungen werden geschaffen, damit wieder Hoffnung und Lebensfreude einziehen.

Dass dies auch für Flüchtlinge gilt, zeigt ein Besuch der Zentralen Aufnahmestelle des Landes Sachsen-Anhalt in Halberstadt. Die ZASt befindet sich am Stadtrand in einer ehemaligen Kaserne der NVA. Die Menschen, die hier untergebracht sind, haben einen langen Weg hinter sich. Sie sind an einem fremden Ort, mit fremden Menschen, die eine fremde Sprache sprechen und fremde Gewohnheiten haben. Flüchtlings-Familien sind teils auseinander gerissen, Kontakte nach Hause abgebrochen. Was sie brauchen, ist ein Ort zum Ausruhen und Orientierung im Alltag. Sie brauchen soziale Kontakte, um Halt zu finden und um sich an die Veränderungen gewöhnen zu können.

Die Aufnahme dieser Menschen wird Deutschland langfristig verändern – zu einer Gesellschaft mit vielfältigen Lebensweisen und kulturellen Einflüssen. Und im besten Fall zu einer Einwanderungsgesellschaft mit Haltung, die von Empathie und Hilfsbereitschaft gegenüber Schutzsuchenden geprägt ist. Das funktioniert aber nur, wenn alle Teile der Gesellschaft dazu beitragen und diesen Wandel gestalten. Eigentlich keine spektakuläre Erkenntnis: Um Integration zu schaffen, ist Kontakt wichtig – das gemeinsame Wohnen, Arbeiten und Lernen. Wer Geflüchtete kennenlernt und an die Hand nimmt, merkt schnell, dass diese Menschen keine Bedrohung, sondern die Nachbarn von morgen sind.



Klaus Gertoberens (*1951) ist Chefredakteur von Flechtwerk. Der diplomierte Betriebswirt und Politologe hat sich nach

dreißig Jahren Tagesjournalismus in leitenden Funktionen wieder aufs »Lokale« besonnen. Als gebürtiger Rheinländer hatte er

Anfang der 80er-Jahre mitgeholfen, eine Lokalredaktion im Münchner Umland aufzubauen. Diese kommunalen Erfah-

rungen hatten ihn derart fasziniert, dass er sich in seiner Diplomarbeit mit den Möglichkeiten auseinandersetzte, wie dem

Bürgerwillen in den Gemeinden mit Mitteln der direkten Demokratie stärker Geltung verschafft werden könnte.



NICHT FÜR SICH ALLEIN IN EINER KLEINGARTENKOLONIE HINZUWERKELN, SONDERN DIE FREUDE AM GEMEINSAMEN UND AM TEILEN FÜHRT DIE »STADTGÄRTNER« ZUSAMMEN.

hiervon jedoch ab. Einige Gemeindeverwaltungen begrüßen angesichts des geringen Budgets für Stadtbegrünung sogar spontane Pflanzaktionen.

Ein Paradebeispiel hierfür ist das Tempelhof-Gelände in Berlin. Ein Flughafengelände, das nicht mehr in Betrieb ist, grünt und blüht im Frühjahr – und das inzwischen sogar legal! Ursprünglich hatten Aktivisten auf dem brachliegenden Gelände in Nacht- und Nebel-Aktionen Sonnenblumen gesät. Die wilden Zeiten sind vorbei, aus dem Guerilla-Gardening-Projekt ist ein gemeinschaftliches Vorzeige-Projekt entstanden, offiziell geöffnet für alle motivierten Stadtgärtner.

goldbüscheln, Zucchini wachsen neben Erdbeeren. Die Bohnen sind reif für die Ernte, genau wie die schwarzen Tomaten, eine ganz neue Züchtung. Eine Katze trollt sich zwischen Misthaufen und Himbeersträuchern. Und die Freizeit-Bauern, die all das bewirtschaften, blicken begeistert auf all das Wachstum, das ihnen diese Saison beschert. Die Apfelmärtner, das sind Maxi Domke, Anntke Ewert und ein gutes Dutzend weiterer Mitstreiter. Ein bunt zusammengewürfelter Trupp, zwischen Anfang 20 und Anfang 70, mit ganz verschiedenen Berufen. Was sie eint, ist die Liebe zum Gärtnern, und die Lust darauf, das Hobby mitten in der Stadt auszuüben. Sie hätten sich Parzellen in einer Kleingartenkolonie mieten können, aber nein, dieses Konzept wäre ganz und gar nichts für sie. »Uns geht es darum, zu teilen. Die Arbeit, die Freude am Gärtnern und am Ende auch die Ernte«, sagt Anntke Ewert, 29, hauptberuflich Mitarbeiterin in einem Windkraft-Unternehmen. »In einem eigenen Kleingarten müsste ich doch alles allein machen – und auch die jährliche Gurkenschwemme allein essen.«

Vor einigen Jahren waren Garten-Konzepte wie ihres in Dresden noch belächelte Raritäten, höchstens zu finden in Stadtteilen, in denen auch alternative Lebenskonzepte Wurzeln geschlagen haben. In den letzten Jahren hat sich das gehörig geändert. Allein in Dresden gibt es inzwischen über zwanzig größere Urban-Gardening-Flächen, in allen Himmelsrichtungen der Stadt, jährlich kommen neue hinzu. Die meisten Projekte sind in Vereinen organisiert, auch die Ap-

sich sogar im Fadenkreuz von Schnellstraßen ein bisschen fühlen. Ihr kleiner Garten ist von dichten Bäumen umgeben, man hört nur ein fernes Rauschen. Ihr Fleckchen funktioniert, an manchen Tagen sind sogar ihre Bienen laut: ein summendes Völkchen, das in der Stadt viele

Auch Bienen sind inzwischen ein urbaner Trend. Zu Lorz, Vorsitzender des Imkervereins Dresden, immer schon, die gern Imker werden würden. Oder sich Biene Die sind inzwischen an den exklusivsten Dresdner Ad Dächern von Unternehmen, vor Museen, am Dresdner Bienenwohnung, eine andere neuerdings sogar vor dem Der Landtagspräsident persönlich habe sich für den Gesetz, erzählt Lorz. Vielleicht auch wegen dieser Preis Geschenk an besondere Landtagsgäste überreicht werden

Derzeit gibt es etwa zweitausend Bienenvölker in Dresden. Allerdings: Es gab Zeiten, da waren es noch viel gab es sogar sechstausend Völker in Dresden. Bienen Ungewöhnliches«, erzählt Tino Lorz. Später sanken die habe vor allem etwas mit Ansehen und Bezahlung der war diese Arbeit lukrativ, nach dem Mauerfall gab es Bienenhaltung nun wieder beliebter wird, erklärt Lorz nach Ursprünglichem. »Stadtmenschen sind entfremdet sich ihr aber trotzdem widmen.« Grundsätzlich auch sollte man zwar unbedingt lernen, am besten in einer der 39-Jährige kein schöneres Hobby empfehlen. Die pliziert, sofern man einen geeigneten Standort für die dort selbst Eigentümer ist beziehungsweise diese ente kann eigentlich nichts schiefgehen, denn Bienen fühlen aus wohl, wohler sogar als auf dem Land. Seine eigene musste Tino Lorz in diesem Jahr mit Zusatznahrung für den dagegen sammeln Rekordernten ein. »Auf dem Land nokulturen. In der Stadt dagegen finden Bienen genügend in Wiesen, auf Parks und Balkons.«

Platz für Gärtnerei ist auf der kleinsten Scholle – so diesen Mikro-Anbau kümmert sich Philipp Munzert. Dresdner gar kein passionierter Gärtner, sondern ein mit einer Affinität für Technik. Und einem Balkon, der wollte. Nicht nur mit Blumen, er wollte Nützliches pflanzen genen Teller. »Eigentlich hatte ich früher kaum Konten. Opa hat mich immer mit der Ernte aus seinem Garten len.« Warum sollte so etwas nicht auch mitten in der quemes Angebot für Menschen, die Lust auf Ernte haben liche Kleckerei mit Erde?

DIE STADT IST UNSER GARTEN

Über 130 Initiativen haben ein Manifest unterzeichnet, mit dem sie unterstreichen wollen, dass sie das gemeinschaftliche Gärtnern als eine neue, kollektive Bewegung verstehen.

In vielen Städten entstehen seit einigen Jahren neue, gemeinschaftliche Gartenformen. Diese urbanen Gemeinschaftsgärten sind Experimentierräume für ein gutes Leben in der Stadt.

Gemeinsam verwandeln wir Stadtgärtner/-innen Brachflächen in Orte der Begegnung, gewinnen eigenes Saatgut, halten Bienen zwischen und auf Hochhäusern, experimentieren mit verschiedenen Formen der Kompostierung und üben uns darin, das geerntete Gemüse haltbar zu machen. Wir setzen uns für eine lebenswerte Stadt und eine zukunftsorientierte Urbanität ein. Täglich erfahren wir, wie wichtig ein frei zugänglicher öffentlicher Raum ohne Konsumzwang für eine demokratische und plurale Stadtgesellschaft ist.

Urbane Gemeinschaftsgärten sind ...

- ❑ Gemeingüter, die der zunehmenden Privatisierung und Kommerzialisierung des öffentlichen Raums entgegenwirken.
- ❑ Orte der kulturellen, sozialen und generationenübergreifenden Vielfalt und des nachbarschaftlichen Miteinanders.
- ❑ Räume der Naturerfahrung, der Biodiversität, der Ernährungssouveränität und des Saatguterhalts.
- ❑ Freiräume, die gemeinsam gestaltet, erhalten und gepflegt werden und damit Orte, die Teilhabe ermöglichen. In ihnen gedeiht eine kooperative Stadtgesellschaft.

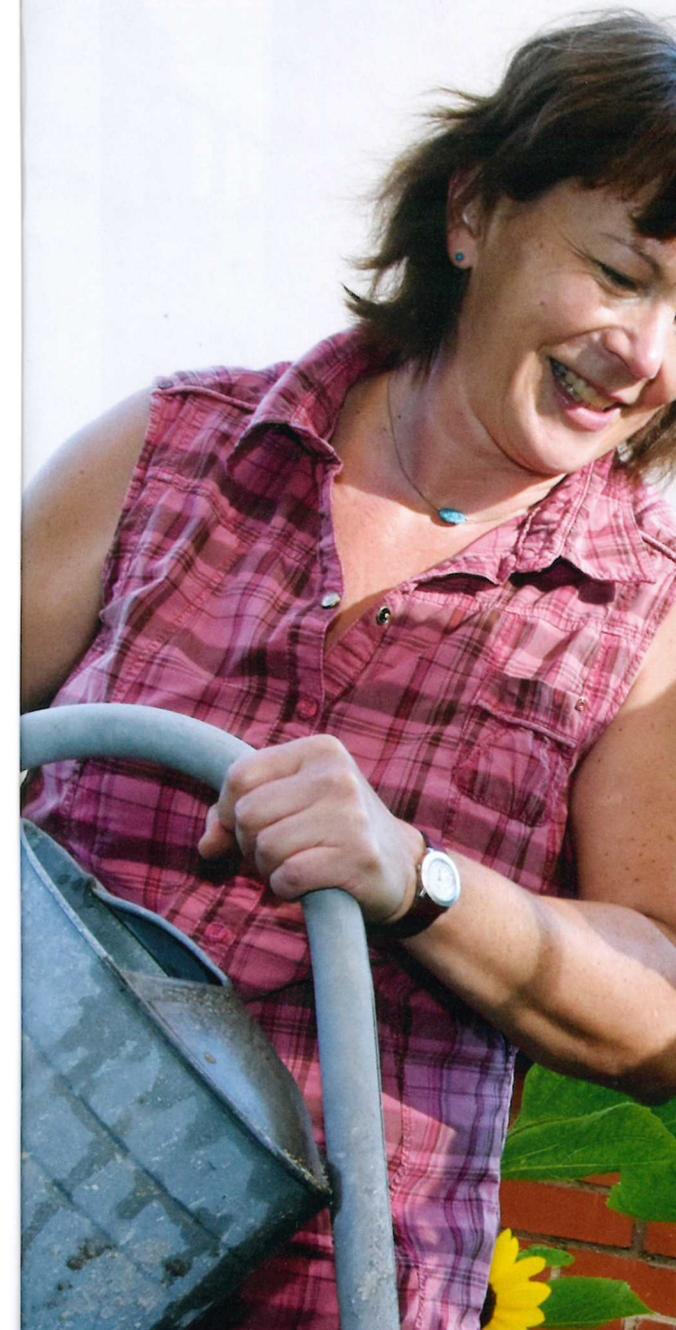
- ❑ Orte der Ruhe und der geschenkten Zeit.
- ❑ ein Beitrag für ein besseres Klima in der Stadt, für mehr Lebensqualität und für Umweltgerechtigkeit.
- ❑ eine gelebte Alternative zu Vereinsamung sowie zu Gewalt und Anonymität.

Summa summarum

Urbane Gärten sind Teil einer lebenswerten, lebendigen und zukunftsfähigen Stadt. Ihre Bedeutung wächst und ihre Zahl steigt kontinuierlich an. Gleichwohl ist ihr rechtlicher Status nach wie vor prekär und ihr Fortbestand häufig nicht gesichert. In vielen Kommunen zählt lediglich der monetäre Wert der Fläche, nicht aber deren Bedeutung für den Stadtraum und die Stadtgesellschaft.

Wir fordern Politik und Stadtplanung auf, die Bedeutung von Gemeinschaftsgärten anzuerkennen, ihre Position zu stärken, sie ins Bau- und Planungsrecht zu integrieren und einen Paradigmenwechsel hin zu einer »gartengerechten« Stadt einzuleiten. So wie in der »autogerechten« Stadt alle das Recht auf einen Parkplatz hatten, sollte in der gartengerechten Stadt allen ein fußläufiger Zugang zur Stadtnatur garantiert werden. Konkret heißt das, ...

- ❑ den Bewohner/-innen Gestaltungsrecht im öffentlichen Raum einzuräumen,







Alte Nachbarn sind die besten

Wer im Alter alleine wohnt, muss deswegen noch lange nicht

Wer glaubt, dass ältere Damen sich hauptsächlich über Enkelkinder unterhalten, kennt die Beirinnen des Treffpunkts »Freunde alter Menschen« in Mariendorf noch nicht. Lebhaft diskutieren sie über Smartphones und Fluch des Internets, die schwindende Auflage der Zeitschrift »Bravo«, Tätowierungen und darüber, ob »fseits der Siebzig noch einem attraktiven Mann hinterh

Drei Mal pro Woche bietet der Verein »Freunde alter Menschen« im Kiez Mariendorf Treffs für die Senioren aus Nachbarschaft an. Auf dem Programm stehen körperliches und geistiges Training, Spiele und Kochen. Hin und wieder gibt es Zusatzangebote wie Ausflüge oder Informationsveranstaltungen, zum Beispiel über die zweite Stufe der Pflege »Alt werden wird immer komplizierter«, stellt Christl angesichts der Anforderungen der Bürokratie fest. Die 65-jährige Mittfünfzigerin ist die Koordinatorin des Treffpunkts, seine einzige feste Mitarbeiterin. Alle anderen Helfer sind »Freunde«, wie der Verein sie bewusst nennt, um zu betonen, dass ihr Engagement nichts mit Pflichterfüllung zu tun hat, sondern mit Freude und Lust auf neue Freundschaften. Die Senioren heißen in der Sprache des Vereins »alte Freunde«.

Der Verein unterstützt Senioren, die nicht in ein Pflegeheim wollen, sondern möglichst bis zum Schluss in ihrer Wohnung und ihrer oftmals seit Jahrzehnten vertrauten Umgebung leben möchten. »Freunde alter Menschen« berät Senioren in der Stadt über Hilfsangebote wie häusliche Pflege, Hausnotruf oder Kurzzeitpflege, wenn jemand vorübergehend nicht da sein kann. Auch bei den erforderlichen Anträgen für die Pflege und andere Hilfsleistungen unterstützt Christl die Bewohner. Sie ist gut vernetzt mit anderen sozialen Initiativen und Einrichtungen und mit politischen Institutionen. In der Stadt arbeitet »Freunde alter Menschen« mit vier Wohnungsgenossenschaften zusammen. Christl Schwarz lobt die soziale Ausrichtung der Genossenschaften, die ihre alten Mitglieder möglichst lange halten wollen und deshalb das Engagement »Freunde alter Menschen« unterstützen. So sind die Wohnungsgenossenschaften beispielsweise kooperativ, wenn es um den barrierefreien Umbau einer Wohnung geht oder wenn es um den Umzug eines Mieters ins Erdgeschoss geht, wenn keine Treppen mehr steigen kann. »Freunde alter Menschen



Wer glaubt, dass ältere Damen sich hauptsächlich über Krankheiten und die Enkelkinder unterhalten, kennt die Besucherinnen des Treffpunkts »Freunde alter Menschen« in Berlin-Mariendorf noch nicht. Lebhaft diskutieren sie über Segen und Fluch des Internets, die schwindende Auflage der Jugendzeitschrift »Bravo«, Tätowierungen und darüber, ob »frau« jenseits der Siebzig noch einem attraktiven Mann hinterher guckt.

Drei Mal pro Woche bietet der Verein »Freunde alter Menschen« im Kiez Mariendorf Treffs für die Senioren aus der Nachbarschaft an. Auf dem Programm stehen körperliches und geistiges Training, Spiele und Kochen. Hin und wieder gibt es Zusatzangebote wie Ausflüge oder Informationsveranstaltungen, zum Beispiel über die zweite Stufe der Pflegereform. »Alt werden wird immer komplizierter«, stellt Christl Schwarz angesichts der Anforderungen der Bürokratie fest. Die freundliche Mittfünfzigerin ist die Koordinatorin des Treffpunkts und seine einzige feste Mitarbeiterin. Alle anderen Helfer sind »Freiwillige«, wie der Verein sie bewusst nennt, um zu betonen, dass ihr Engagement nichts mit Pflichterfüllung zu tun hat, sondern mit Freude und Lust auf neue Freundschaften. Die Senioren heißen in der Sprache des Vereins »alte Freunde«.

Der Verein unterstützt Senioren, die nicht in ein Pflegeheim wollen, sondern möglichst bis zum Schluss in ihrer Wohnung und ihrer oftmals seit Jahrzehnten vertrauten Umgebung bleiben möchten. »Freunde alter Menschen« berät Senioren individuell über Hilfsangebote wie häusliche Pflege, Hausnotruf oder Kurzzeitpflege, wenn jemand vorübergehend nicht daheim versorgt werden kann. Auch bei den erforderlichen Anträgen für die Pflege und andere Hilfsleistungen unterstützt die Vereinigung. Sie ist gut vernetzt mit anderen sozialen Initiativen und Einrichtungen und mit politischen Institutionen. In Berlin arbeitet »Freunde alter Menschen« mit vier Wohnungsbaugenossenschaften zusammen. Christl Schwarz lobt die soziale Ausrichtung der Genossenschaften, die ihre alten Mieter möglichst lange halten wollen und deshalb das Engagement von »Freunde alter Menschen« unterstützen. So sind die Wohnungsbaugenossenschaften beispielsweise kooperativ, wenn es um den barrierefreien Umbau einer Wohnung geht oder ermöglichen den Umzug eines Mieters ins Erdgeschoss, wenn er keine Treppen mehr steigen kann. »Freunde alter Menschen«

begleitet auch »Messies« und Menschen mit Verwahrlosungssyndrom, damit sie ihre Wohnung behalten können.

Betagte Menschen nicht alleine zu lassen, ist das übergreifende Ziel von »Freunde alter Menschen«. »Vier von zehn Berlinern über 65 Jahre leben einsam und isoliert«, heißt es im Informationsflyer des Vereins. Ein Gegenmittel sind die Treffpunkte, die es Hamburg, Köln und in den Berliner Stadtteilen Mariendorf, Reinickendorf und Wedding gibt. Dort knüpfen die Besucher Kontakte und es sind schon manche Freundschaften entstanden.

Ein weiteres probates Mittel gegen das Alleinsein sind die Besuchspartnerschaften, die die »Freunde alter Menschen« zwischen Senioren und Menschen in ihrer Nachbarschaft anbahnen. Wer zum Beispiel einen älteren Menschen in Mariendorf regelmäßig besuchen will, kann sich bei Christl Schwarz melden. Aktuell gibt es neun solcher Partnerschaften im Kiez. »Unsere Besucher sind zwischen 25 und 60 Jahre alt. Die meisten studieren oder arbeiten«, charakterisiert die Koordinatorin die Freiwilligen. Die Motive der Besucher ähneln sich: Bei manchen wohnt die eigene Oma weit weg und sie vermissen den Kontakt. Die meisten finden es schlicht spannend, sich mit Menschen zu unterhalten, die reich an Jahren, Erlebnissen und Lebenserfahrung sind. Der Besuch dient manchem als Entspannungsprogramm: Man vergisst den beruflichen Stress und hat einfach eine gute Zeit mit dem Besuchspartner. Wie Besucher und Besuchter ihre Partnerschaft gestalten, bleibt ihnen überlassen. Ob man nun beisammen sitzt und plaudert, sich zum Kaffeetrinken trifft oder einen Schaufensterbummel macht – Hauptsache, die Chemie zwischen Jung und Alt stimmt und es handelt sich um eine Partnerschaft auf Augenhöhe. »Die älteren Leute sind tough. Das sind sehr selbstbestimmte Menschen. Sie mögen es nicht, wenn man sie betüddelt und dafür Dankbarkeit erwartet«, weiß Christl Schwarz. Wie man den »alten Freunden« begegnet, ist ein sensibles Thema. Viele leben zurückgezogen und sind Fremden gegenüber vorsichtig. Gleichwohl möchten sie nicht als »einsam« und »bedürftig« gelten. Die Partnerschaft sollte ein gegenseitiges Geben und Nehmen sein, erklärt Christl Schwarz. Wer keine persönlichen Besuche möchte, kann am Telefonkreis teilnehmen und erhält von seinem vertrauten Telefonpartner





Foto: Uwe Lewandowski

Integration braucht Zeit

Mit Beginn des neuen Schuljahres beginnt auch für viele Flüchtlingskinder in Deutschland der Alltag im Klassenzimmer. Aber nur wenige können schon den regulären Unterricht mitmachen. Majd und Leen haben es geschafft.

Von Martina Schwaer

gerne Fußball«, stellt er sich in gut verständlichem Deutsch vor. Doch das Lesen und das Schreiben der ungewohnt fallen ihm noch schwer.

In der Alltagssprache finden sich die meisten Schüler schnell zurecht, sagt Hermann Funk, Professor für Didaktik und Methodik am Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität Jena. Der Übergang zur Bildung sei aber deutlich schwerer.

»Im Unterricht in den Regelklassen müssen sie Sätzen, Nebensätzen verstehen, Ursachen und Konsequenzen erkennen oder Einschränkungen und Widersprüche formulieren. Die Lehrer seien aber nicht dafür ausgebildet, diese Instruktionen zu erklären, kritisiert der Germanist. Auch auf die Aufgaben der Kinder mit extrem unterschiedlicher Vorbildung differenzieren zu unterrichten, seien sie völlig unzureichend vorbereitet.

Ivonne Brauer, die neue Klassenlehrerin von Majd und Leen, kann bei 32 Kindern in der Klasse kaum besondere Augenmerk auf die beiden legen. Sie setzt darauf, dass die Schüler helfen. Und das tun sie. Leen haben sie gleich Klassensprecherin gewählt. Alexander meint, es sei »sie zu uns kommen durften und jetzt mit uns gemeinsam«. Und Mattis fände es »cool, wenn Majd und Leen auch mal was von Syrien erzählen würden«.

Ammar verbringt seine Freizeit meistens mit Cousin. Deutsche Freunde hat er nicht, sagt er und senkt den Kopf. »Die meisten unserer Kinder sind sehr schüchtern und solange sie die Sprache noch nicht gut beherrschen«, Mischnick.

Wenige können wie Majd und Leen schon Englisch haben eine gute Vorbildung. Viele kommen ohne Kenntnisse der lateinischen Schrift. Sie wissen nicht, wie man ein Diagramm anlegt oder selbstständig Aufgaben löst. Auch gewalttätig

Bessere Sprach

Der Sprachunterricht für Kinder und Jugendliche aus Flüchtlingsfamilien muss nach Ansicht des lichen Pe völlig fall eignen